

die abgewogene Beurteilung der Autorin, deren Verdienst es ist, mit ihrer Schilderung der Umformung der Ursulinengemeinschaft von einer religiösen Laienbewegung in einen monastischen Orden nicht Wasser auf die feministische Mühle geleitet zu haben, so sehr sich das Thema dafür angeboten hätte; stets behält sie im Auge, daß die Frauen für alle Entwicklungen mitverantwortlich waren, die im übrigen neben Verlusten auch immer Vorteile brachten.

Im letzten Kapitel beschreibt die Autorin die weitere Ausbreitung der Ursulinen mit besonderem Blick auf Deutschland. 1639 wurde in Köln das erste deutsche Ursulinenkloster gegründet, andere folgten, etwa in Aachen (1651) und Landshut (1688); sie gehörten zur Observanz von Bordeaux. Die Observanz von Paris errichtete zum Beispiel Klöster in Erfurt (1667), Kitzingen (1660) und Würzburg (1712).

In der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die deutschen Ursulinen als Erziehungsorten glimpflich davon, hatten sich aber den Bildungsidealen des aufgeklärten Staates anzupassen. Von der Aufklärung empfangen die Ursulinen aber auch wichtige Impulse. Die Restauration seit den vierziger Jahren des Jahrhunderts brachte neuen Aufschwung, der aber nach der Reichsgründung in den Kulturkampf mündete. 1875 wurden auch die Ursulinenklöster aufgehoben. Als die Schwestern nach Beendigung des Kulturkampfes (1887) zurückkehrten, übernahmen sie keine Elementarschulen mehr, die in staatlichen Händen blieben, sondern nur noch Höhere Schulen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebten die Ursulinen eine Blütezeit. Sie beteiligten sich reger und erfolgreich an den Reformen der Mädchenbildung und Lehrerinnenausbildung. Diese anregende und kreative Zeit fand in den dreißiger Jahren durch die Repressalien der Nationalsozialisten ein abruptes Ende. 1939 wurden die Ursulinen durch den Erlaß, daß alle Privatschulen in öffentliche Schulen umzuwandeln seien, gezwungen, ihre Schulen aufzugeben.

Nach dem Krieg gelang es ihnen relativ rasch, im Westen Deutschlands wieder Fuß zu fassen, nicht im Osten. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) brachte den Ursulinen als Ordensfrauen einschneidende Veränderungen, was Kleidung, Klausurbestimmungen und gemeinschaftliches Leben angeht; die neuen Ordenskonstitutionen wurden 1987 bestätigt. Als Schulfrauen wurden sie durch die Bildungsexpansion vor neue Herausforderungen gestellt. Die Ursulinenkirchen gehörten zu den ersten, die neue Modelle und Reformkonzepte erprobten. Die Koedukation wurde eingeführt, »weltliche« Lehrer und Lehrerinnen angestellt, als der eigene Nachwuchs zu fehlen begann.

Der »Föderation deutschsprachiger Ursulinen« gehören heute 29 Klöster und sechs Filialen und etwa 650 Schwestern an. Immer mehr Kommunitäten sehen sich nicht mehr in der Lage, die Schulen langfristig weiterzuführen, weil sie zu wenige Schwestern sind, um den Schulen ein »ursulinisches« Gepräge zu geben. Viele Schwestern ziehen es zudem vor, in Seelsorge und sozialpädagogischen Bereichen tätig zu sein. Die Zukunft der Ursulinen ist offen. »Und wenn es sich gemäß den Zeiten und Bedürfnissen ergeben sollte, etwas neu zu ordnen oder etwas anders zu machen, tut es klug und nach guter Beratung ...«, rät ihnen ihre Gründerin Angela Merici.

In dem anregend geschriebenen Taschenbuch verbirgt sich die erste moderne Gesamtdarstellung der Ursulinen in deutscher Sprache. Für Fachleute sei noch angemerkt, daß sie nicht einfach eine Zusammenfassung des Ursulinentils im Buch der Autorin »Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts, Mainz 1991« darstellt, sondern daß sie besonders im Kapitel über die deutschen Ursulinen über dieses hinausgeht.

Brigitte Degler-Spengler

10. Diözesangeschichte

DENIS A. CHEVALLEY: Der Dom zu Augsburg. Mit Beiträgen von HEIDE WERNER-CLEMENTSCHITSCH und MARTIN MANNEWITZ (Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Bd. 1). München: R. Oldenbourg 1995. 563 S., 801 Abb. Geb. DM 148,-.

Der Augsburger Dom gehört zweifellos zu den ehrwürdigsten süddeutschen Kathedralen. Seine »ungewöhnliche und damit unverwechselbare Gestalt« ist im Gegensatz zu anderen Kathedralen darauf zurückzuführen, daß »die großen Epochen der Architekturgeschichte hier nicht Neues schufen, indem sie Altes opferten, sondern im Gegenteil Bestehendes weitgehend bewahrten und adaptierten bzw. ergänzten. Der Kirchenbau bietet deshalb nicht das Bild eines großen, einem günstigen

Augenblick entsprungenen und dann erstarrten Wurfs, sondern er gewährt vielmehr einen Einblick in die Bedingtheiten langsamen Wachsens. Wo die Wurzeln dieses Phänomens zu suchen sind, ob hier Pietätshaltungen oder Sparsamkeitsrücksichten motivierend gewirkt haben, wird kaum auszumachen sein. Stärker als die Architekturlehre spricht aus dem Bauwerk jedenfalls die Geschichte, die Geschichte des Hochstifts und die Geschichte der Stadtkommune sowie die konfliktreiche Verstrickung der Verläufe beider, die in den strukturellen Besonderheiten des alten Reichs gründet.« So läßt der Ostchor etwa die epochalen Machtkämpfe zwischen Adel und Bürgertum in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erahnen. Die Ausstattung vergegenwärtigt als Ergebnis der vielfachen Wandlungen, denen Frömmigkeit, Liturgie und mit ihnen die kirchliche Kunst im Laufe der Jahrhunderte unterworfen waren, die großen Epochen der Glaubensgeschichte, vom Bildersturm über die Gegenreformation zur Aufklärung, vom Neubeginn nach der Säkularisation bis in die Gegenwart herein: Durch »die Nüchternheit seiner heutigen Ausstattung wiederum schimmert noch das Relief einer vielschichtigen Geistes-, Frömmigkeits- und Stilgeschichte durch.« In besonderer Weise fand die Glanzzeit des Augsburger Bischofsstuhls in ottonischer und salischer Zeit ihren Niederschlag im Dombau und in wichtigen Teilen der festen Ausstattung, wie etwa der Bronzetür und der Prophetenfenster, und dies »in einer Form, die das heutige Aussehen der Kathedrale noch wesentlich mitprägt. Zwischen den Eckdaten 994 und 1065, für die jeweils der Einsturz des alten (Simpert?-)Doms und die Weihe des Westchoraltars überliefert sind, spannt sich die Entstehungszeit der neuen Bischofskirche, für die sich das Schlagwort »ottonischer Dom« eingebürgert hat, obwohl der größere Teil dieses Zeitabschnitts in die salische Periode fällt. Dies ist darin begründet, daß die ältere Forschung für den Abschluß der Wiederaufbauarbeiten das Jahr 1006 bestimmt und dem Weihedatum 1065 eine nur untergeordnete Bedeutung beigemessen hatte. Es hat sich jedoch erwiesen, daß 1065 die Abschlußweihe der gesamten Kirche bezeichnet« (Einleitung S. 1f.).

Mit dem vorliegenden Band, der eine neue Folge der traditionsreichen Reihe »Die Kunstdenkmäler von Bayern« eröffnet und der sich zugleich als Auftakt zur weiteren Darstellung der Kunst- und Geschichtsdenkmäler Bayerns versteht, liegt nunmehr das Inventar der katholischen Domkirche Mariä Heimsuchung vor. In der traditionellen Form der Gliederung der Kunstdenkmälerbeschreibung macht er die vielfältigen historischen Schichtungen in eindrucksvoller Weise anschaulich. Nach den Kapiteln über Architektur und Bauplastik folgt die Darstellung der Kunstwerke der Innenausstattung nach der üblichen Reihenfolge bis hin zu den Kelchen und Paramenten der Sakristeien, so daß sich aus der Summe der Einzeldarstellungen ein Bild des Gesamtkunstwerks ergibt, das die Bischofskirche darstellt. Auch die vielfachen, teils erhaltenen, teils abgegangenen Trabanten- und Nebenbauten, welche »diesen geistlichen Kosmos mitprägen« – darunter der Domkreuzgang mit seinem Reichtum an Zeugnissen der Sepulkralplastik – sind in die Darstellung einbezogen.

Der Verfasser wurde in seiner hervorragend geleisteten Arbeit u. a. unterstützt von Martin Mannewitz, der den Katalog der Bildquellen und den Abschnitt über die Bronzetür verfaßt hat, und von Heide Werner-Clementsich, die das Kapitel über den Domschatz und die Vorarbeit zu einzelnen Stücken der festen Ausstattung übernommen hat. Dabei fügte es sich glücklich, daß der Bearbeitung des Inventars das Werk Karl Kosels über die Epitaphien des Domkreuzgangs um wenig vorausgegangen war.

Der Text ist zur Erleichterung des Verständnisses von photographischen Abbildungen, die neben dem gegenwärtigen Bestand auch historische Zustände dokumentieren, sowie von zeichnerischen Darstellungen sehr gut begleitet. Die Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln bieten ein genaues Bild des gegenwärtigen Forschungsstandes und schließen das größtenteils an entlegener Stelle erschienene Schrifttum zum Augsburger Dom auf. Ein Abbildungsnachweis und ein ebenso umfangreiches wie wertvolles Personen-, Orts- und Sachregister schließen diesen prächtigen und verdienstvollen Band ab.

Manfred Heim

Quellen zur Geschichte des Bistums und Archidiakonats Chiemsee, hg. v. MANFRED HEIM (Münchener Theologische Studien, I. Historische Abt., Bd. 33). St. Ottilien: EOS-Verlag 1994. XXV, 222 S. Geb. DM 58,-.

1214 gründete Erzbischof Eberhard II. von Salzburg das Bistum Chiemsee als eines der vier Salzburger Eigenbistümer. Hinter diesem Wort – »Eigenbistum« – steckt ein hoher Grad an Abhän-